

Der Schmied

Von Oskar Schwär

Der Schmied hat in der niederen Mühle gearbeitet und geht nun mit stetem, gleichmäßigem Schritt, die großen Füße weit auswärts setzend, nach Hause.

Er ist ein Goliath. Seine Glieder sind nicht rundlich und fettgepolstert, sondern nur mächtige, von dicker Hornhaut überzogene Knochen, die arbeiten wie die Kolbenstangen einer Maschine. Die Finger der rechten Hand umklammern die Stiele eines größeren und eines kleineren Hammers, eine Zange und einen zollstarken Eisenstab. In der linken Hand trägt er eine Pflugshare, doch nur mit vier Fingern; der Mittelfinger bildet einen Haken, an dem mit dem Ringe eine Geschirrwage mit zwei Drifcheiten hängt. Die etwas vorgeneigte Brust bleibt trotz des Schurzells, das sie deckt, ziemlich flach. Der Nacken ist der eines Stieres. Auf ihm sitzt ein zu kleiner Kopf mit kurzen, aber dichten schwarzen Haaren. Das Gesicht gleicht in seiner Düsternis der dunklen Halle der Schmiede: wie diese nur hin und wieder der Schein des frisch angeblasenen Herdfeuers aufhellt, so blizt auch in diesem Gesicht nur ab und zu das Feuer der tiefen Augen auf, grell, unheimlich, ob es nun ein Lachen oder einen donnernden Fluch begleitet. Die starken Backenknochen, die langen Augenbrauen, der kurze Bart und der breite, blaßlippige Mund sind kaum zu unterscheiden, da Ruß und Schweiß diesem Antlitz den matten, dunklen Glanz einer Kupferstatue verliehen haben.

Ein Bauer begegnet jetzt dem Schmiede und ruft ihm schon aus ziemlicher Entfernung zu:

„Gut, daß ich dich treffe! Mit meiner Dreschmaschine hat's wieder den Teufel!“

Der Schmied schreitet, als hätte er nichts gehört, weiter.

„Das möchte gleich gemacht werden. Wann denkst du denn, Schmied?“

Aber er kann mit seiner Frage den Schmied nicht erbremsen: der schreitet weiter.

Der Bauer kehrt um und geht mit ihm zurück.

„Ich will nämlich dreschen, sobald's wieder mantscht. Und das kann morgen schon sein. Es heult mir so dumm um die Scheunenecke, so vom Rothstein her, da ist der Regen allemal schon unterwegs.“

„Was denn?“ fragt der Schmied, ohne sich dem Begleiter zuzuwenden, wie wenn er, während er das Eisen dreht, mit dem Hammer zweimal kurz auf den Amboß schlägt.

„Nu, das Korn muß ich doch ausdreschen, weil ich's in der Scheune nicht unterbringen kann.“

„Was an der Maschine ist?“ Es klingt lauter und härter, wie wenn der Hammer, weil der Lehrjunge nicht gleich bei der Hand ist, ungeduldig auf den Amboß springt.

„Ja so“, sagt der Bauer gedehnt. „Ich denke, was ich dresche? Na, die Zähne brechen wieder mal aus dem einen Rade. Aber das dauert ja bei dir nicht lange, das kannst du im Vorübergehen machen.“

„Morgen früh!“

„Schön! Morgen früh. Also ich rechne darauf, denn wenn's flekt, was soll einer da sonst machen? Vergiß es aber nicht, Schmied!“

Und er kehrt um.

Und der Schmied schreitet immer noch im gleichen Takte. Auch die Last in seinen Händen hat er nicht gewechselt. Wie eiserne Klammern sind die Finger, es ist gleich, ob die Last eine Minute oder einen Tag daran hängt.

Nun ist er bald da. Aber das Ufergesträuch seines Baches hinweg grüßt ihn schon seine herrliche, hohe Linde. Wie ein mächtiger Turm erhebt sie sich vor dem niedrigen, breiten Hause. Räder, Reifen, Wagenteile lehnen an ihrem Stamm. Ein buntes Allerlei aus Holz und Eisen breitet sich unter ihr aus. Geruch von Farbe, verbranntem Huf, verkohltem Holz ist da unten. Aber die herrliche Krone steht in süßem Duft. Ost bildet der Baum ein Hindernis, man kann mit ganzen Geschirren, Deichseln, Stangen nicht hantieren, wie man will. Aber der Schmied schont ihn; denn er liebt ihn. Das Gezwißcher der Vögel und das Gesumme der

Bienen da oben deucht ihm noch schöner als das Tönen des Amboß unter seinem Hammer.

Helles, frohes Gelärm aus Kinderkehlen dringt ihm entgegen. Das mag er auch gern, nach dem sehnt er sich manchmal, kann er's doch nur selten aus der Nähe haben. „Aha“, denkt er, wie er's jetzt hört, „Kinder sind da. Turnen auf den Hofwager herum, die heute gekommen sind. Ist ein Spaß für die. Glaub ich!“ Und wehmütig fügt er hinzu: „Können's ja auch. Gern. Meinetwegen. Ich freß keinen. Aber ob sie bleiben?“

Und er hebt das Gesicht, wie er nun über die Brücke schreitet: ob sie bleiben?

„Der Schmied kommt!“ ruft eine Knabenstimme.

Und schon klettert's aus den Wagen, springt's von den Rädern, rennt's nach allen Seiten.

„Na ja, dacht ich's nicht!“ brummt der Schmied vor sich hin. Und das ist so ein Augenblick, wo die Augen aus seinem finstern Gesichte blitzen. Wenn's die Kinder sehen, so nehmen sie es für ein Zeichen des Zorns. Aber das ist es nicht. Der Schmied schielt im Sehen nach links und nach rechts: keiner der Buben ist mehr zu sehen.

Doch, einer kommt eben aus der Tür, hat drin wohl dem Lehrjungen zugehaut. In blinder Angst rennt er davon.

„Heda, Bannemann, komm her!“

War das grob gewesen? Gemeint war's freundlich, Aber der Junge hält nicht, rennt atemlos.

„Hm!“ macht der Schmied bitter.

Die Wage wirft er unter die Linde, daß es nur so knallt. Die Jungen, die um die nachbarliche Hausecke spähen, denken: „Gott sei Dank, daß wir entkamen!“ Von klein an ist ihnen der Schmied als Popanz hingestellt worden. Wenn sie nicht folgten, sagte die Mutter: „Wart, ich sag's dem Schmied! Der wird's dir beibringen, wenn der dich unter seine Lagen kriegt!“ Sie haben oft das finstere Gesicht, das unheimliche Blitzen der Augen gesehen und von weitem auch, wie er mit dem schweren Hammer weit ausholt und zuschlägt, daß das Eisen wie Teig auseinanderfährt. Und jetzt, als die Wage kracht, geht's den Furchtsamsten unter ihnen durch Mark und Bein.

An der Bohrmaschine arbeitet der Lehrjunge Karl. Der Schmied sieht nicht hin. Er geht an den Herd, wirft Hämmer und Zange auf den breiten Stein, auf dem der Amboß steht und steckt den Eisenstab in das Kohlenhäuflein. Mit der Linken zieht er den Blasebalg.

Da kommt aus der kleinen Tür im finstern Winkel die alte Schmiedin, ein krummes, verhuzeltes Mütterchen, geguckt:

„Nu, Hermann, kommst du nicht zum Essen? Es ist doch schon so spät!“

„Karl, geh, ich muß das hier fertigmachen!“

Die Alte erspart sich weitere Worte. Wenn er aus der Mühle kommt, ist er allemal so schrullig, sie kennt das schon.

Nun ist der Schmied allein. Das hat er bloß gewollt. Mechanisch zieht er den Blasebalg. Seine Augen hasten an dem Feuer. Das fährt so rot empor wie zischende Schlangen, die aufgestört worden sind; denn mit dem Eisen, das schon längst glüht, stochert er fortwährend in ihm herum.

„Ich muß es leiden! Ich bin der Popanz!“ sagt er zu sich selbst.

„Ja, ja“, flüstert das Feuer, das er immer noch anbläst.

„Hm“, nickt der Schmied.

Endlich nimmt er den weißleuchtenden Stab heraus, hält ihn auf den Amboß und schlägt mit dem Hammer, daß die Funken durch die ganze Halle sprühen.

Nur diesen einen Schlag tut er. Der Hammer ruht auf dem Amboß. Des Schmiedes Augen leuchten aus dem nun wieder dunklen Raume, flackern aber nicht wie die Flamme, starr ist ihr Licht. „Ich bin der Popanz! Was will ich!“

Es ist zwar schon lange her, was er meint, aber es lebt allemal wieder auf, wenn er in der Mühle gewesen ist, und der Feuerchein zeigt ihm dann ein Bild, das ihn bannt wie ein Zauber.

Seine Geschichte ist aber die:

Der Vater war gestorben. Hermann übernahm die Schmiede. Er war dazumal vierundzwanzig Jahre, eben von den Soldaten